



1921-06-24

## Begegnung mit Friedrich Nietzsche

Gabriele Reuter

Follow this and additional works at: [https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay)

 Part of the [German Literature Commons](#)

Digital Archive Source:

<http://anno.onb.ac.at/cgi-content/anno?aid=nfp&datum=19210624&seite=1&zoom=33>

---

### BYU ScholarsArchive Citation

Reuter, Gabriele, "Begegnung mit Friedrich Nietzsche" (1921). *Essays*. 176.

[https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf\\_essay/176](https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_essay/176)

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Essays by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact [scholarsarchive@byu.edu](mailto:scholarsarchive@byu.edu), [ellen\\_amatangelo@byu.edu](mailto:ellen_amatangelo@byu.edu).

## Begegnung mit Friedrich Nietzsche.

Aus "Die Geschichte meiner Jugend", die im Herbst 1921 bei S. Fischer, Berlin, erscheinen wird.

Von Gabriele Reuter.

Wir waren Anfang der neunziger Jahre ein kleiner Kreis von Menschen in Weimar, die leidenschaftlich der Wahrheit anhängen und alles höfische, wissenschaftliche und künstlerische Phrasenwerk, das uns unter die Finger kam, mit einer fröhlichen Luft zerzausten, bis es – in unseren Augen wenigstens – jeden Glanz und Anreiz verloren hatte. Und man muß sagen, wir fanden in Weimar Anlaß genug unser geistiges Zerstörungswerk zu üben. Nur schade, daß die Betroffenen so wenig davon merkten – weil wir die Öffentlichkeit ja nicht damit behelligten, sondern uns nur im Kreise der Eingeweihten an unserer Schärfe, Unbeeinflussbarkeit, unserem hellen, lustigen Zynismus erfreuten. Wir standen alle in den Jahren, da die Illusionen der Jugend schon zerfließen sind und noch keine Resignation des Alters uns sagte, daß so wie Tag und Nacht auch Wahrheit und Lüge im ewigen Wechsel die Menschheit regieren und es kein Sein und keine Kultur ohne unaufhörliche Kompromisse gibt.

Wir waren alle feurig und noch sehr ungeduldig.

Mir selbst, der der Ausflug in die Welt hinaus so unglücklich geendet hatte, daß ich am Ende demütig und traurig wieder in das alte Nest zurückkriechen mußte, bedeutete das Wesen der neuen Freunde ein geistiges Stahlbad. Zuweilen war das Zusammensein mit ihnen wie eine Stunde auf dem Fechtboden, wo die feinen Klingen gegeneinander blitzen und man nur mit Gewandtheit und Geistesgegenwart von der Niederlage der Lächerlichkeit bewahrt bleibt.

Individualisten von reinstem Wasser waren wir sämtlich. Das Soziale hatten wir bereits überwunden, bis auf diejenigen unter uns denen es überhaupt nicht lag und die sich auch infolgedessen gar nicht erst damit befaßt hatten. Wir glaubten gewiß ehrlich an einer allerpersönlichsten Entwicklung in uns zu arbeiten, während wir doch nur das typische Entwicklungsleben unserer Zeit teilten. Sensitive Leute, wie wir es waren, spürten wir ihre Wellenbewegungen auch in dem abseitigen Weimar, ließen uns von ihnen auf glitzernde Höhen heben und freuten uns, diese Höhen aus eigener Kraft erstiegen zu haben.

Unsern Stirner hatten wir alle gelesen. Er hatte uns die Fundamente gelegt mit seiner theoretischen Logik, seiner erzenen, unerbittlich klaren Sprache und der nüchternen Dürre seiner Gedankenwege, die am Ende doch nur – ins aschgraue Nichts führten.

Nun war Friedrich Nietzsche unser Gott geworden, um den sich, wie Planeten um die Sonne, unsere Geister drehten.

Ich war mit Nietzsches Schriften im Jahre neunzig in München auf eine wunderliche Weise bekannt gemacht worden. Ein Empfehlungsbrief führte mich zu einem älteren adeligen Fräulein, das in einem streng katholischen Damenstift lebte. Ich fand in ihr eine jener merkwürdigen Frauen, an denen Deutschland so reich ist, die unter den allerbeschränktesten äußeren Umständen sich eine umfassende Bildung und schöne Freiheit des Geistes zu erkämpfen wußten – moderne Einsiedlerinnen, die in Dörfern, in kleinen Städten, in klösterlichen Stiften ihr einsam-unscheinbares, innerlich reich und schön ausgefülltes Wesen treiben. Auf dem Tische des armen Fräulein im katholischen Stift lag "Zarathustra"

und die "fröhliche Wissenschaft". Hier hätte der große Einsame eine glühende Jüngerin und verstehende Seele gefunden.

Auf mich wirkte er wie ein wundervoller Rausch. Zum erstenmal, seit ich die "Moderne" studierte, wurde ich von einer starken Dichterkraft durch und durch geschüttelt. Gegen die reiche Fülle seines Wesens schien mir der Max Stirner und sein Einziger in seinem Eigentum arg dürftig. Hier öffneten sich Königreiche voll gewaltiger Schätze – hier führten Tore zu Landschaften, deren Farbigkeit und Frische wie die Kühnheit ihrer Linien bezaubernd wirkten. Und die helle, sonnetrunkene Luft des Südens! Die feinen, blauen Nebel einer tiefen Mystik, die die Formen duftig verschleierten und hehre Göttersitze ahnen ließen.

Vor allem aber eines: Ich spürte Stirnen als unfruchtbar und Nietzsche als zukunftssträchtig – ein Sämann hoher Erneuerungsgedanken und einer Ethik, die über den Individualismus doch wieder hinauswies zur Arbeit an der Menschlichkeit.

Wir waren sehr verschiedene Naturen im Freundeskreis, auf jeden wirkte der reiche, der vielseitige, hinterlistige, untergründige Zauberer wohl auch verschieden. Doch wie es an Phantasie keinem von uns fehlte, schaffte ein jeder sich seinen eigenen angebeteten und feierlich verehrten Friedrich Nietzsche.

Welche Fülle von Geist wurde ausgestreut bei endlosen Debatten in dem schönen, großen Hause am Horn, wo der Goethe-Archivar Eduard von der Hellen mit seiner jungen Frau wohnte, oder auf der Veranda des kleinen, weißen Hauses an der Tiefurter Allee, wo die kluge graziöse Grete Olden, ihren Empfangstag hatte. Am Dienstag, wenn "das Ei geschlachtet wurde", denn mehr als ein Ei wurde nicht spendiert, und die Eibrötchen waren doch so viel begehrt als die mit fein gewiegttem Schinken. Jeder von uns war Herr der Welt und der Mittelpunkt ihres Seins, und die Souveränität des Einzigen wurde mit den grotesksten Gründen und den gewagtesten Schlußfolgerungen bestätigt. Vorzüglich Rudolf Steiner, der die Naturwissenschaftlichen Schriften Goethes für die Sophienausgabe redigierte - nachmals priesterlicher Anthroposophenführer – war groß darin, barocke, unerhörte Prämissen aufzustellen und sie dann mit einem erstaunlichen Aufwand von Logik, Wissen, kühnen Einfällen und Paradoxen zu verteidigen. Was konnte er amüsant sein, wenn er so in Eifer geriet, der damalige Freidenker mit dem geistdurchgrabenem, schmalen Mönchskopf, der hohen strahlenden Stirn, wie erregte er sich, wenn Hans Olden mit seinem liebenswürdigen Faunslächeln ihm seinen witzigen Zynismus entgegenhielt.

Wir genossen alle das Gefühl, das Bürgerliche hinter uns gelassen zu haben und dem Lande "Jenseits von Gut und Böse" gelandet zu sein. Aber das Einrichten dort war gar nicht so leicht, als es aussah, wir Frauen kamen doch zuweilen in arge Konflikte. Steiner kämpfte mit Hunger und Not. Ich versaß viele Nächte und Tage an dem Krankenlager meiner armen Mutter, von dem kein Ende abzusehen war. Nur selten konnte ich einmal eine Stunde zu meinem Manuskript flüchten und ich wollte doch in ihm endlich mich selbst und die mir innewohnende Kraft enthüllen. Vier Jahre habe ich unter verzweifelten Hinderungen gebraucht, bis ich das Buch vollendete, das dann unter dem Titel "Aus guter Familie" in die Welt trat.

Eines Abends luden uns Hellen zusammen, um den Doktor Kögel kennen zu lernen, den Mann, den sich Friedrich Nietzsches Schwester Elisabeth erwählt hatte, um die ungedruckten Manuskripte des kranken Philosophen zu entziffern und zu einer eventuellen Herausgabe vorzubereiten.

Kögel hatte von der Hellen und Dr. Steiner wohl im Goethe-Archiv kennen gelernt, forderte nun aber auch Oldens und mich auf, an einem geplanten Besuch in Naumburg bei der Mutter Frau Pfarrer Nietzsche teilzunehmen. Er wollte uns dort aus dem Manuskript des "Antichrist" vorlesen. Das war ein großes Glück für uns alle, und wir folgten bald der erneuten gütigen Einladung der beiden Damen Nietzsche.

Wir wurden von Frau Pfarrer Nietzsche und Frau Förster, ihrer Tochter, freundlich, ja ich kann wohl sagen herzlich empfangen. Das kleine Häuschen an der alten Stadtmauer in Naumburg machte in seiner Einrichtung durchaus den Eindruck des behaglich-altmodischen Pfarrwitwenheims, und die alte, einfache Dienstmagd mit ihrem guten, treuen Gesicht, die uns öffnete, gehörte zum Typ des Ganzen. Die Frau Pfarrer, eine Frau, der man die siebzig Jahre keineswegs ansah, mit braunen Scheiteln, durch die kein weißer Faden sich zog, und einem kaum faltigen, etwas eigensinnigen Gesicht zeigte mir über ihrem Nähtisch am Fenster den auf eine Holztafel gebrannten Bibelspruch: "Es solle wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, doch meine Gnade soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erlöser["]]. Freunde hatten sie ihr geschenkt zum Trost für ihr Herz bei der Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Sohnes. Und wie oft mögen die weinenden Augen der armen Mutter darauf geruht und ihre Hände sich davor zum Gebet gefaltet haben. Ihre Tochter Elisabeth klagte mir bald darauf, welch einen schweren Stand sie der Mutter gegenüber habe. Die fromme alte Frau hielt es für ihre Pflicht, ja vielleicht für eine Art Sühne, die ihrem unglücklichen Sohne im Jenseits zugute kommen möge, wenn sie seine gottlose Schriften verbrenne und vernichte. Als Frau Elisabeth aus Südamerika heimkehrte, wo sie die Kolonie ihres verstorbenen Gatten eine Zeitlang geleitet hatte, gab es harte Kämpfe, um die Mutter zu überzeugen, daß das Werk eines Genies nicht der Familie, sondern der Welt gehöre. Endlich errang sie die Oberaufsicht über das Erbe ihres geliebten Bruders. Nun ruhten seine Schriften in schönen Eichenschränken, die mit dem Symbol der Schlange und des Adlers gekrönt waren. Und – so zwiespältig ist das Empfinden der Menschen – die alte Dame war doch auch wieder ersichtlich stolz, daß der Ruhm ihres großen Sohnes die Menschen – fremde Menschen anlockte, von weit her gereist zu kommen und ihr einfaches Haus zu besuchen, wie man zu einem Tempel wallfahrtet, in dem die Gottheit hinter einem Vorhang im Allerheiligsten verhüllt bleibt.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, wie sie sich in Zukunft nannte, sprach viel und bewegt, oft mit Tränen von ihrem geliebten Bruder. Sie trug schwer an dem Leid, ihm in seinen letzten Kampftagen, vor Ausbruch der schrecklichen Krankheit, nicht nahe gewesen zu sein, um mit Liebe und Trost zu helfen. Niemand wagte ihr zu sagen, was wir doch wohl alle fühlten: daß hier keine schwesterliche Liebe ein tragisches Geschick aufhalten konnte.

Sie war eine höchst weibliche Frau, was die Franzosen mit dem Worte ausdrücken: *Une femme très femme*. Klein, fein, lebendig und behend, dabei durch eine große Kurzsichtigkeit ein wenig hilflos in den Bewegungen und nicht ohne die Koketterie der Hilflosigkeit. Eine von den Frauen, denen jeder Mann sich zu Schutz und Unterstützung verpflichtet fühlt, der man eigentlich nicht zutraut, daß sie eine Türklinke allein öffnen, geschweige denn sich ein Billett lösen und in den richtigen Eisenbahnwagen steigen könne. Und die doch unter ihrer scheinbar so gebrechlichen Hülle und ihrer Weltfremdheit eine Fülle von Energie und zäher Klugheit bergen. Frau Förster-Nietzsche hat das in reichem Maße bewiesen. Die Herausgabe des Gesamtwerkes ihres Bruders in mustergültiger Form ist eine Tat, für die die gesamte Kulturwelt ihr dankbar zu sein hat. Heute, wo Nietzsche eine anerkannte Größe der Philosophie und Dichtung ist, gegen oder für welche man Partei nehmen mag, deren ungeheure Bedeutung, deren Einfluß auf die junge Generation niemand mehr leugnet, heute kann man es kaum noch ermessen, mit

welchen unendlichen Schwierigkeiten die tapfere Frau zu kämpfen hatte. Fand sie doch anfangs nicht einmal die wissenschaftlich geschulten Männer, die nötig waren, ein solches Werk, wie die Entzifferung der fast unleserlichen Manuskripte, in einwandfreier Weise durchzuführen. Die Zünftigen hielten sich vorsichtig fern – wer konnte wissen, ob eine Verquickung des eigenen Names mit dem Friedrich Nietzsches nicht der akademischen Karriere schaden könne? Dann wieder fehlten die Mittel für das großzügige Unternehmen, und wie viel Mut und Ausdauer gehörten dazu, sie zu beschaffen. Jetzt – nun das Nietzsche-Archiv in Weimar ein Wallfahrtsort für Hunderte von begeisterten Jüngern aus allen Kulturländern geworden ist und die greise Schwester wie eine Fürstin geehrt wird – jetzt mag sie manchmal mit Befriedigung und doch mit leiser Wehmut an das kleine Häuslein in Naumburg denken, von dem aus ihr Werk, wie aus bergender Blatthülle der Baum, entsprang – an jenen unvergeßlichen Nachmittag, da Dr. Kögel mit seiner warmen, bewegten jungen Männerstimme den Antichrist aus dem Manuskript vorlas.

Und wenn er eine Pause eintreten ließ, hörten wir – eine unheimliche Begleitung zu dem kühnen, trotzigem Heldengesang, der blutigen Ironie, mit der ein gewaltiger Geist an den Altären rüttelte, die Jahrhunderte angebetet hatten – aus dem Nebenraum ein dumpfes Murren und Brummen, wie die Laute eines gefangenen Tieres... Das war der kranke Nietzsche, der dort drinnen saß und nichts mehr wußte von seinem Werk, vor dem wir uns schauernd beugten. Und der dennoch lebte...

Nie ist diese Stunde und ihr Eindruck zu vergessen. Und dann kam das Menschliche – Allzumenschliche.... Während die kleine Gemeinde atemlos, bestürzt und hingerissen lauschte, erschien die Frau Pastor, die sich zurückgezogen hatte, in Begleitung ihrer treuen Anna mit einem Tablett voll Weingläsern und belegten Brötchen, und als ihre Tochter ihr bebend abwinkte, beharrte sie lebhaft auf ihrem Willen, die lieben Gäste doch nicht ohne einen kleinen Imbiß wieder abreisen zu lassen! Die Martha- und Marienseelen, die sich um den Leib und den Geist Jesu stritten, dass uralte Symbol – in der ewigen Wiederkunft des Gleichen sich erneuernd!

Wir waren damals, so unsäglich uns der Antichrist erschüttert hatte, alle derseben Meinung, daß zu einer Drucklegung des Werkes die Zeit noch nicht reif sei - daß das Buch verboten werden und auf diese Weise die Würde des Gesamtwerkes angetastet und in einen Skandal verknüpft werden könne, den man auf jeden Fall vermeiden müsse. Bekanntlich haben wir uns geirrt. Der Antichrist ist merkwürdigerweise nie verboten worden, obwohl es doch wenige Schriften auf Erden gibt, die dem Christentum so scharf und vernichtend zu Leibe gehen wollen, wie dieses – wenige, die einen solchen Haß atmen! Daran ändert auch Friedrich Nietzsches hohe, reine Ethik nichts. Hier befreite er sich mit der Raserei, die er in solche Kämpfe warf, von der heißen, sehnsuchtsvollen Liebe seiner Jugendjahre. Auch ich stand mit frischen Wunden von einem Schlachtfeld auf, da ich mit allen Geistern gerungen, an die ich so viele Jahre mein bestes Sein verschwendet hatte, jedes Wort durch das aufgerissene, verödete Herz, dem sein Erlöser zum Spott geworden.

War hier ein neuer sicherer Führer zu finden?

Als wir uns verabschiedeten, hörte ich noch einmal das dumpfe Brummen und Murren....

Ich bin später noch öfter allein in dem kleinen Haus gewesen. Frau Förster-Nietzsche näherte sich mir freundschaftlich und bot mir sogar das "Du" an. Ich habe unvergeßlich schöne Tage mit ihr verlebt. Wäre meine kranke Mutter nicht gewesen, die mich brauchte, ich hätte mich ihr gern als Hilfe bei der von ihr begonnenen Biographie ihres Bruders angeboten. So verbot sich das von selbst.

Auch den *Ecce Homo* hörte ich aus dem Manuskript von Dr. Kögel vorlesen – diese erschütternde Bekenntnis, durch welches schon der Wahnsinn zuckt und das doch die tiefsten Enthüllungen über künstlerische Empfängnis enthält – und die ewige Wahrheit, daß jeder Künstler und Schaffende im Augenblick der Empfängnis der Mittelpunkt und die Axe des Alls für sich selbst ist – sich so empfinden muß!

Ich weiß nicht mehr, ob ich es war, die den Maler Stöwing in das Nietzsche Haus empfahl, als er den glühenden Wunsch aussprach, Nietzsche malen zu dürfen. Jedenfalls gelangte Stöwing zu seinem Ziel, da es dem Kranken in jener Zeit verhältnismäßig gut ging und er viel auf der Veranda im Schatten des grünen Weinlaubes saß. So malte ihn auch der Künstler, die grünen Schatten überschwebten das in sich versunkene Gesicht, das dadurch freilich eine Art von Leichenfarbe erhielt. Ich sah das Bild in Stöwings Atelier in Berlin und war sehr ergriffen. Das Letzte, das Gewaltige, das hinter der Krankheit schlummerte, die Dämonie dieser Erscheinung zu erfassen und darzustellen, dazu war Stöwing freilich nicht der Mann.

Die Frauen Nietzsche, Mutter und Tochter, waren denn auch beide nichts weniger als befriedigt von dem Bilde. Die Mutter erklärte mir bei einem Besuche entrüstet, ihr Sohn sähe ja auf dem Bilde aus wie ein blasser, todkranker Mensch, und dabei habe er doch so eine blühende gesunde Farbe, und man sähe ihm sein Leiden in keiner Weise an. Ich solle selbst urteilen und sie werde mich zu ihrem Sohne bringen. Ich erstarrte. Niemals wurde ein Besucher zu dem Kranken geführt. Wäre Frau Elisabeth gegenwärtig gewesen, wäre es auch sicher nicht geschehen. Doch sie war abwesend und kam erst später. Ich stieg mit der alten Frau Nietzsche die Treppe empor ins obere Stockwerk – ich muß gestehen, mir zitterten die Knie. Die Mutter öffnete eine Tür und ging hinein, dabei rief sie: "Kommen Sie nur näher, er bemerkt Sie nicht!"

Mir gegenüber lag gerade ausgestreckt auf einer *Chaiselongue*, die der Türöffnung mit dem Fußende zugewendet stand, so daß ich ihm gerade ins Gesicht schauen konnte – Friedrich Nietzsche. Auf dieses seltsam feine und gewaltige, sonnengebräunte Antlitz mit dem ungeheuerlichen Schnurbart und der zarten schönen Nase, der herrlichen Stirn schaute ich. Die großen Augen richteten nun einen furchtbar ernsten, erschütternden Blick auf mich. Die bleichen, wundervoll geformten Hände lagen wie bei einer in Stein gehauenen alten Grabfigur gekreuzt über der Brust. Ich stand zitternd unter der Gewalt seines Blickes, der, wie aus unergründlichen Tiefen des Schmerzes auftauchend, schon nach einer Sekunde wieder versank – die Augäpfel verschwanden halb unter den Lidern, das Weiße des Augapfels rollte blicklos angstvoll unter den gesenkten Lidern hin und her.

"Kommen Sie nur herein," sagte die Mutter, die neben dem Lager stand. Ein Zug von Unruhe erschien auf dem totstarren Gesicht." Ach nein, Mutter – laß doch, laß doch," hörte ich eine Stimme wie aus einem Grabe murmeln – und keine Macht der Welt hätte mich in diesem Augenblicke bewegen können, den abgeschiedenen Frieden dieses langsam sterbenden Kämpfers zu berühren. Ich zog mich zurück und es dauerte eine Weile, bis ich zu der Mutter nur wieder reden konnte. Frau Förster-Nietzsche meinte später, er habe mich so stark angeschaut, weil es die Stunde gewesen sei, in der sie ihn zu besuchen pflege und er habe sie wohl erwartet. Mir schien sein Geist in einer unendlichen Ferne von allen menschlichen Beziehungen, in grenzloser Einsamkeit zu hausen. Wer kann ermessen, wieviel von der großen, unglücklichen Seele in dem gebannten Körper noch lebte?

Es war zum letztenmal, daß ich das kleine Häuschen in Naumburg besuchte. Ich siedelte nach München über, und das Leben trennte mich und Frau Elisabeth Förster-Nietzsche für viele Jahre.

# Fenilleton.

## Begegnung mit Friedrich Nietzsche.

Aus „Die Geschichte meiner Jugend“, die im Herbst 1921 bei  
S. Fischer, Berlin, erscheinen wird.

Von Gabriele Reuter.

Wir waren Anfang der neunziger Jahre ein kleiner Kreis von Menschen in Weimar, die leidenschaftlich der Wahrheit anhängen und alles höfische, wissenschaftliche und künstlerische Phrasenwerk, das uns unter die Finger kam, mit einer fröhlichen Lust zerzausten, bis es — in unseren Augen wenigstens — jeden Glanz und Anreiz verloren hatte. Und man muß sagen, wir fanden in Weimar Anlaß genug unser geistiges Zerstörungswerk zu üben. Nur schade, daß die Betroffenen so wenig davon merkten — weil wir die Öffentlichkeit ja nicht damit behelligten, sondern uns nur im Kreise der Eingeweihten an unserer Schärfe, Unbeeinflussbarkeit, unserem hellen, lustigen Zynismus erfreuten. Wir standen alle in den Jahren, da die Illusionen der Jugend schon zerfließen sind und noch keine Resignation des Alters uns sagte, daß so wie Tag und Nacht auch Wahrheit und Lüge im ewigen Wechsel die Menschheit regieren und es kein Sein und keine Kultur ohne unaufhörliche Kompromisse gibt. Wir waren alle feurig und noch sehr ungeduldig.

Mir selbst, der der Ausflug in die Welt hinaus so unglücklich geendet hatte, daß ich am Ende demütig und traurig wieder in das alte Nest zurückkriechen mußte, bedeutete das Wesen der neuen Freunde ein geistiges Stahlbad. Zuweilen war das Zusammensein mit ihnen wie eine Stunde auf dem Fechtboden, wo die feinen Klingen gegeneinander blitzen und man nur mit Gewandtheit und Geistesgegenwart vor der Niederlage der Lächerlichkeit bewahrt bleibt.

Individualisten von reinstem Wasser waren wir sämtlich. Das Soziale hatten wir bereits überwunden, bis auf diejenigen unter uns, denen es überhaupt nicht lag und die sich auch infolgedessen gar nicht erst damit befaßt hatten. Wir glaubten gewiß ehrlich an einer allerpersönlichsten Entwicklung in uns zu arbeiten, während wir doch, nur das typische Entwicklungsleben unserer Zeit teilten. Sensitive Leute, wie wir es waren, spürten wir ihre Wellenbewegungen auch in dem abseitigen Weimar, ließen uns von ihnen auf gleichernde Höhen heben und freuten uns, diese Höhen aus eigener Kraft erstiegen zu haben.

Unsern Stirner hatten wir alle gelesen. Er hatte uns die Fundamente gelegt mit seiner theoretischen Logik, seiner erzenen, unerbittlich klaren Sprache und der nüchternen Dürre seiner Gedankenwege, die am Ende doch nur — ins aschgraue Nichts führten.

Nun war Friedrich Nietzsche unser Gott geworden, um den sich, wie Planeten um die Sonne, unsere Geister drehten.

Ich war mit Nietzsches Schriften im Jahre neunzig in München auf eine wunderliche Weise bekannt gemacht.



worden. Ein Empfehlungsbrief führte mich zu einem älteren adeligen Fräulein, das in einem streng katholischen Damenstift lebte. Ich fand in ihr eine jener merkwürdigen Frauen, an denen Deutschland so reich ist, die unter den allerbeschränktesten äußeren Umständen sich eine umfassende Bildung und schöne Freiheit des Geistes zu erkämpfen wußten — moderne Einsiedlerinnen, die in Dörfern, in kleinen Städten, in klösterlichen Stiften ihr einsam-unscheinbares, innerlich reich und schön ausgefülltes Wesen treiben. Auf dem Tische des armen Fräuleins im katholischen Stift lag „Zarathustra“ und die „fröhliche Wissenschaft“. Hier hätte der große Einsame eine glühende Jüngerin und verstehende Seele gefunden.

Auf mich wirkte er wie ein wundervoller Rausch. Zum erstenmal, seit ich die „Moderne“ studierte, wurde ich von einer starken Dichterkraft durch und durch geschüttelt. Gegen die reiche Fülle seines Wesens schien mir der Max Stirner und sein Einziger in seinem Eigentum arg dürstig. Hier öffneten sich Königreiche voll gewaltiger Schätze — hier führten Tore zu Landschaften, deren Farbigkeit und Frische wie die Kühnheit ihrer Linien bezaubernd wirkten. Und die helle, sonnetrunkene Luft des Südens! Die feinen, blauen Nebel einer tiefen Mystik, die die Formen düstig verschleierten und hehre Göttersitze ahnen ließen.

Vor allem aber eines: Ich spürte Stirner als unfruchtbar und Nietzsche als zukunftssträchtig — ein Sämann hoher Erneuerungsgedanken und einer Ethik, die über den Individualismus doch wieder hinauswies zur Arbeit an der Menschheit.

Wir waren sehr verschiedene Naturen im Freundes-  
zirkel, auf jeden wirkte der reiche, der vielseitige, hinterlistige,  
untergründige Zauberer wohl auch verschieden. Doch wie es  
an Phantasie keinem von uns fehlte, schaffte ein jeder sich  
seinen eigenen angebeteten und feierlich verehrten Friedrich  
Nietzsche.

Welche Fülle von Geist wurde ausgestreut bei end-  
losen Debatten in dem schönen, großen Hause am Horn, wo  
der Goethe-Archivar Eduard von der Hellen mit seiner  
jungen Frau wohnte, oder auf der Veranda des kleinen,  
weißen Hauses an der Tiefurter Allee, wo die kluge, graziose  
Grete Olden, seit kurzem die Gattin des Schriftstellers Hans  
Olden, ihren Empfangstag hatte. Am Dienstag, wenn „das  
Ei geschlachtet wurde“, denn mehr als ein Ei wurde nicht  
spendiert, und die Eibrötchen waren doch so viel begehrt  
als die mit fein gewiegtem Schinken. Jeder von uns war  
Herr der Welt und der Mittelpunkt ihres Seins, und die  
Souveränität des Einzigen wurde mit den grotesksten  
Gründen und den gewagtesten Schlussfolgerungen bestätigt.

Vorzüglich Rudolf Steiner, der die naturwissenschaftlichen Schriften Goethes für die Sophienausgabe redigierte — nachmals priesterlicher Anthroposophenführer — war groß darin, barsäe, unerhörte Prämissen aufzustellen und sie dann mit einem erstaunlichen Aufwand von Logik, Wissen, klühen Einfällen und Paradoxen zu verteidigen. Was konnte er amüsant sein, wenn er so in Eifer geriet, der damalige Freidenker mit dem geistdurchgrabenen, schmalen Mönchskopf, der hohen, strahlenden Stirn, wie erregte er sich, wenn Hans Olden mit seinem liebenswürdigen Faunslächeln ihm seinen witzigen Zynismus entgegenhielt.

Wir genossen alle das Gefühl, das Bürgerliche hinter uns gelassen zu haben und in dem Lande „Jenseits von Gut und Böse“ gelandet zu sein. Aber das Einrichten dort war gar nicht so leicht, als es aussah, wir Frauen kamen doch zuweilen in arge Konflikte. Steiner kämpfte mit Hunger und Not. Ich verfaß viele Nächte und Tage an dem Krankenlager meiner armen Mutter, von dem kein Ende abzusehen war. Nur selten konnte ich einmal eine Stunde zu meinem Manuskript flüchten und ich wollte doch in ihm endlich mich selbst und die mir innewohnende Kraft enthüllen. Vier Jahre habe ich unter verzweifelten Hindernissen gebraucht, bis ich das Buch vollendete, das dann unter dem Titel „Aus guter Familie“ in die Welt trat.

Eines Abends luden uns Hellen und Dr. Steiner zusammen, um den Doktor Kögel kennen zu lernen, den Mann, den sich Friedrich Nießsches Schwester Elisabeth erwählt hatte, um die ungedruckten Manuskripte des kranken Philosophen zu entziffern und zu einer eventuellen Herausgabe vorzubereiten.

Kögel hatte von der Hellen und Dr. Steiner wohl im Goethe-Archiv kennen gelernt, forderte nun aber auch Oldens und mich auf, an einem geplanten Besuch in Naumburg bei der Mutter Frau Pfarrer Nießsche teilzunehmen. Er wollte uns dort aus dem Manuskript des „Antichrist“ vorlesen. Das war ein großes Glück für uns alle, und wir folgten bald der erneuten gütigen Einladung der beider Damen Nießsche.

Wir wurden von Frau Pfarrer Nießsche und Frau Förster, ihrer Tochter, freundlich, ja ich kann wohl sagen herzlich empfangen. Das kleine Häuschen an der alten Stadtmauer in Naumburg machte in seiner Einrichtung durchaus den Eindruck des behaglich-altmodischen Pfarrwitwenheims, und die alte, einfache Dienstmagd mit ihrem guten, treuen Gesicht, die uns öffnete, gehörte zum Typ des Ganzen. Die Frau Pfarrer, eine Frau, der man die siebenzig Jahre keineswegs ansah, mit braunen Scheiteln, durch die kein weißer Faden sich zog, und einem kaum faltigen, etwas eigenjinnigen Gesicht zeigte mir über ihrem Nähtisch am

Fenster den auf eine Holztafel gebrannten Bibelspruch: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, doch meine Gnade soll nicht von dir weichen, spricht der Herr, dein Erlöser. Freunde hatten sie ihr geschenkt zum Trost für ihr Herz bei der Nachricht von der schweren Erkrankung ihres Sohnes. Und wie oft mögen die weinenden Augen der armen Mutter darauf gerichtet und ihre Hände sich davor zum Gebet gefaltet haben. Ihre Tochter Elisabeth klagte mir bald darauf, wiech einen jähren Stand sie der Mutter gegenüber habe. Die fromme alte Frau hielt es für ihre Pflicht, ja vielleicht für eine Art Sühne, die ihrem unglücklichen Sohne im Jenseits zugute kommen möge, wenn sie seine gottlosen Schriften verbrenne und vernichte. Als Frau Elisabeth aus Südamerika heimkehrte, wo sie die Kolonie ihres verstorbenen Gatten eine Zeitlang geleitet hatte, gab es harte Kämpfe, um die Mutter zu überzeugen, daß das Werk eines Genies nicht der Familie, sondern der Welt gehöre. Endlich errang sie die Oberaufsicht über das Erbe ihres geliebten Bruders. Nun ruhten seine Schriften in schönen Eichenschränken, die mit dem Symbol der Schlange und des Adlers gekrönt waren. Und — so zwiespältig ist das Empfinden der Menschen — die alte Dame war doch auch wieder ersichtlich stolz, daß der Ruhm ihres großen Sohnes die Menschen — fremde Menschen anlockte, von weit her gereist zu kommen und ihr einfaches Haus zu besuchen, wie man zu einem Tempel wallfahrtet, in dem die Gottheit hinter einem Vorhang im Allerheiligsten verhüllt bleibt.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche, wie sie sich in Zukunft nannte, sprach viel und bewegt, oft mit Tränen von ihrem geliebten Bruder. Sie trug schwer an dem Leid, ihm in seinen letzten Kampftagen, vor Ausbruch der schrecklichen Krankheit, nicht nahe gewesen zu sein, um mit Liebe und Trost zu helfen. Niemand wagte ihr zu sagen, was wir doch wohl alle fühlten: daß hier keine schwesterliche Liebe ein tragisches Geschick aufhalten konnte.

Sie war eine höchst weibliche Frau, was die Franzosen mit dem Worte ausdrücken: Une femme très femme. Klein, fein, lebendig und behend, dabei durch eine große Kurzsichtigkeit ein wenig hilflos in den Bewegungen und nicht ohne die Koketterie der Hilflosigkeit. Eine von den Frauen, denen jeder Mann sich zu Schutz und Unterstützung verpflichtet fühlt, der man eigentlich nicht zutraut, daß sie eine Türklinke allein öffnen, geschweige denn sich ein Billett lösen und in den richtigen Eisenbahnwagen steigen könne. Und die doch unter ihrer scheinbar so gebrechlichen Hülle und ihrer Weltfremdheit eine Fülle von Energie und zäher Klugheit bergen. Frau Förster-Nietzsche hat das in reichem Maße bewiesen. Die Herausgabe des Gesamtwerkes ihres

Bruders in mustergültiger Form ist eine Tat, für die die gesamte Kulturwelt ihr dankbar zu sein hat. Heute, wo Nietzsche eine anerkannte Größe der Philosophie und Dichtung ist, gegen oder für welche man Partei nehmen mag, deren ungeheure Bedeutung, deren Einfluß auf die junge Generation niemand mehr leugnet, heute kann man es kaum noch ermessen, mit welchen unendlichen Schwierigkeiten die tapfere Frau zu kämpfen hatte. Sand sie doch anfangs nicht einmal die wissenschaftlich geschulten Männer, die nötig waren, ein solches Werk, wie die Entzifferung der fast unleserlichen Manuskripte, in einwandfreier Weise durchzuführen. Die Zünftigen hielten sich vorsichtig fern — wer konnte wissen, ob eine Verquickung des eigenen Namens mit dem Friedrich Nietzsches nicht der akademischen Karriere Schaden könne? Dann wieder fehlten die Mittel für das großzügige Unternehmen, und wie viel Mut und Ausdauer gehörten dazu, sie zu beschaffen. Jetzt — nun das Nietzsche-Archiv in Weimar ein Wallfahrtsort für Hunderte von begeisterten Jüngern aus allen Kulturländern geworden ist und die greise Schwester wie eine Fürstin geehrt wird — jetzt mag sie manchmal mit Befriedigung und doch mit leiser Wehmut an das kleine Häuslein in Raumburg denken, von dem aus ihr Werk, wie aus bergender Blatthülle der Baum, entsprang — an jenen unvergeßlichen Nachmittag, da Dr. Kögel mit seiner warmen, bewegten jungen Männerstimme den Antichrist aus dem Manuskript vorlas.

Und wenn er eine Pause eintreten ließ, hörten wir — eine unheimliche Begleitung zu dem kühnen, trotzigem Helden- gesang, der blutigen Ironie, mit der ein gewaltiger Geist an den Altären rüttelte, die Jahrhunderte angebetet hatten — aus dem Nebenraum ein dumpfes Murren und Brummen, wie die Laute eines gefangenen Tieres. . . . Das war der kranke Nicksche, der dort drinnen saß und nichts mehr wußte von seinem Werk, vor dem wir uns schauernd beugten. Und der dennoch lebte. . . .

Nie ist diese Stunde und ihr Eindruck zu vergessen. Und dann kam das Menschliche — Allzumenschliche. . . . Während die kleine Gemeinde atemlos, bestürzt und hin- gerissen lauschte, erschien die Frau Pastor, die sich zurück- gezogen hatte, in Begleitung ihrer treuen Anna mit einem Tablett voll Weingläsern und belegten Brötchen, und als ihre Tochter ihr bebend abwinkte, beharrte sie lebhaft auf ihrem Willen, die lieben Gäste doch nicht ohne einen kleinen Imbiß wieder abreißen zu lassen! Die Martha- und Marien-seelen, die sich um den Leib und den Geist Jesu stritten, das uralte Symbol — in der ewigen Wiederkunft des Gleichen sich er- neuernd!

Wir waren damals, so unjählich uns der Antichrist er- schütterte hatte, alle derselben Meinung, daß zu einer Druck-



legung des Werkes die Zeit noch nicht reif sei — daß das Buch verboten werden und auf diese Weise die Würde des Gesamtwerkes angetastet und in einen Skandal verknüpft werden könne, den man auf jeden Fall vermeiden müsse. Bekanntlich haben wir uns geirrt. Der Antichrist ist merkwürdigerweise nie verboten worden, obwohl es doch wenige Schriften auf Erden gibt, die dem Christentum so scharf und vernichtend zu Leibe gehen wollen, wie dieses — wenige, die einen solchen Haß atmen! Daran ändert auch Friedrich Nießches hohe, reine Ethik nichts. Hier befreite er sich mit der Raserei, die er in solche Kämpfe warf, von der heißen, sehnsuchtsvollen Liebe seiner Jugendjahre. Auch ich stand mit trübsamen Wunden von einem Schlachtfeld auf, da ich mit allen Geistern gerungen, an die ich so viele Jahre mein bestes Sein verschwendet hatte, jedes Wort zuckte durch das aufgerissene, verödete Herz, dem sein Erlöser zum Spott geworden.

War hier ein neuer sicherer Führer zu finden?

Als wir uns verabschiedeten, hörte ich noch einmal das dumpfe Brummen und Zurren. . . .

Ich bin später noch öfter allein in dem kleinen Haus gewesen. Frau Förster-Nießche näherte sich mir freundschaftlich und bot mir sogar das „Du“ an. Ich habe unvergeßlich schöne Tage mit ihr verlebt. Wäre meine kranke Mutter nicht gewesen, die mich brauchte, ich hätte mich ihr gern als Hilfe bei der von ihr begonnenen Biographie ihres Bruders angeboten. So verbot sich das von selbst.

Auch den Ecce homo hörte ich aus dem Manuskript von Dr. Kögel vorlesen — dieses erschütternde Bekenntnis, durch welches schon der Wahnsinn zuckt und das doch die tiefsten Enthüllungen über künstlerische Empfängnis enthält — und die ewige Wahrheit, daß jeder Künstler und Schaffende im Augenblick der Empfängnis der Mittelpunkt und die Axe des Alls für sich selbst ist — sich so empfinden muß!

Ich weiß nicht mehr, ob ich es war, die den Maler Stöwing in das Niezische Haus empfahl, als er den glühenden Wunsch aussprach, Niezische malen zu dürfen. Jedenfalls gelangte Stöwing zu seinem Ziel, da es dem Kranken in jener Zeit verhältnismäßig gut ging und er viel auf der Veranda im Schatten des grünen Weinlaubes saß. So malte ihn auch der Künstler, die grünen Schatten überschwebten das in sich versunkene Gesicht, das dadurch freilich eine Art von Leichenfarbe erhielt. Ich sah das Bild in Stöwings Atelier in Berlin und war sehr ergriffen. Das Letzte, das Gewaltige, das hinter der Krankheit schlummerte, die Dämonie dieser Erscheinung zu erfassen und darzustellen, dazu war Stöwing freilich nicht der Mann.

Die Frauen Niezſche, Mutter und Tochter, waren denn auch beide nicht weniger als befriedigt von dem Bilde. Die Mutter erklärte mir bei einem Besuche entrüstet, ihr Sohn sähe ja auf dem Bilde aus wie ein blasser, todkrankter Mensch, und dabei habe er doch so eine blühende gesunde Farbe, und man sähe ihm sein Leiden in keiner Weise an. Ich sollte selbst urtheilen und sie werde mich zu ihrem Sohne bringen. Ich erstarrte. Niemals wurde ein Besucher zu dem Kranken geführt. Wäre Frau Elisabeth gegenwärtig gewesen, wäre es auch sicher nicht geschehen. Doch sie war abwesend und kam erst später. Ich stieg mit der alten Frau Niezſche die Treppe empor ins obere Stockwerk — ich muß gestehen, mir zitterten die Knie. Die Mutter öffnete eine Thür und ging hinein, dabei rief sie: „Kommen Sie nur näher, er bemerkt Sie nicht!“

Mir gegenüber lag gerade ausgestreckt auf einer Chaiselongue, die der Thüröffnung mit dem Fußende zugewendet stand, so daß ich ihm gerade ins Gesicht schauen konnte — Friedrich Niezſche. Auf dieses seltsam feine und gewaltige, sonnengebräunte Antlitz mit dem ungeheuerlichen Schnurbart und der zarten, schönen Nase, der herrlichen Stirn schaute ich. Die großen Augen richteten nun einen furchtbar ernstesten, erschütternden Blick auf mich. Die bleichen, wundervoll geformten Hände lagen wie bei einer in Stein gehauenen alten Grabfigur gekreuzt über der Brust. Ich stand zitternd unter der Gewalt seines Blickes, der, wie aus unergründlichen Tiefen des Schmerzes auftauchend, schon nach einer Sekunde wieder versank — die Augäpfel verschwanden halb unter den Lidern, das Weiße des Augapfels rollte blicklos angstvoll unter den gesenkten Lidern hin und her.

„Kommen Sie nur herein,“ sagte die Mutter, die neben dem Lager stand. Ein Zug von Unruhe erschien auf dem totstarrten Gesicht. „Ach nein, Mutter — laß doch, laß doch,“ hörte ich eine Stimme wie aus einem Grabe murmeln — und keine Macht der Welt hätte mich in diesem Augenblicke bewegen können, den abgeschiedenen Frieden dieses langsam sterbenden Kämpfers zu berühren. Ich zog mich zurück und es dauerte eine Weile, bis ich zu der Mutter nur wieder reden konnte. Frau Förster-Niebsche meinte später, er habe mich so stark angeschaut, weil es die Stunde gewesen sei, in der sie ihn zu besuchen pflege und er habe sie wohl erwartet. Mir schien sein Geist in einer unendlichen Ferne von allen menschlichen Beziehungen, in grenzenloser Einsamkeit zu hausen. Wer kann ermessen, wieviel von der großen, unglücklichen Seele in dem gebannten Körper noch lebte?

Es war zum letztenmal, daß ich das kleine Häuschen in Raumburg besuchte. Ich siedelte nach München über, und das Leben trennte mich und Frau Elisabeth Förster-Niebsche für viele Jahre.